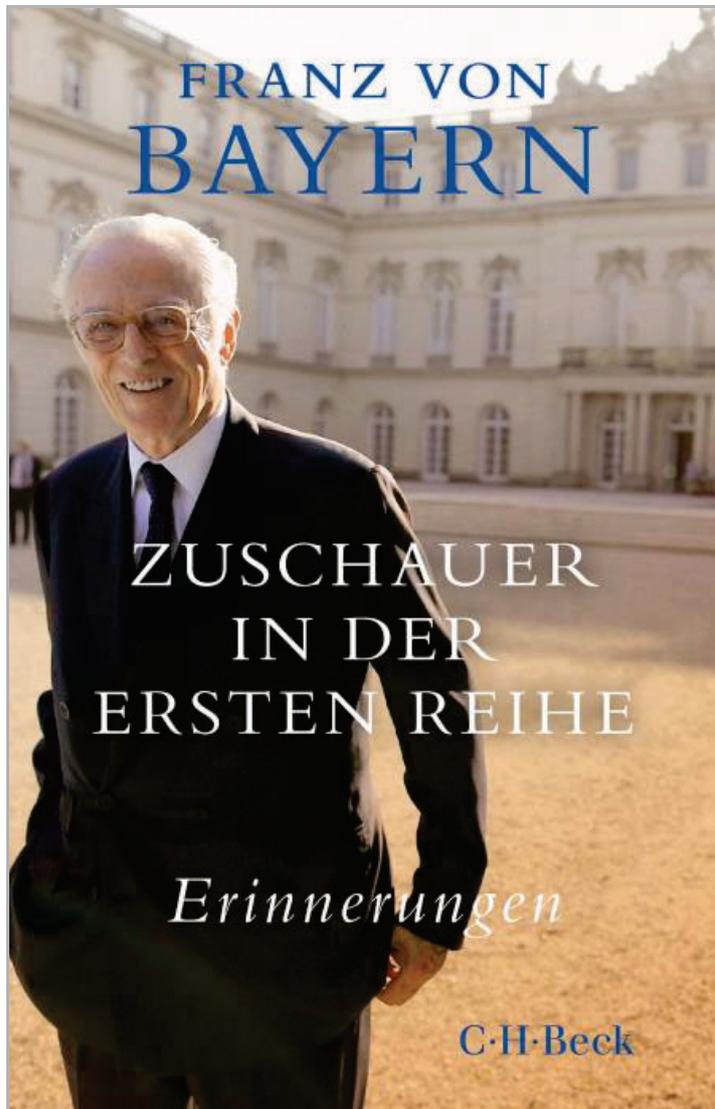


Unverkäufliche Leseprobe



Franz von Bayern
Zuschauer in der ersten Reihe
Erinnerungen

2025. 304 S., mit 66 Abbildungen
ISBN 978-3-406-83145-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/38039905>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

C·H·Beck

PAPERBACK

Eine Kindheit, die alles andere als königlich ist: Wenige Jahre nach der Geburt Franz von Bayerns (1933) muss die Familie ins Exil nach Ungarn gehen. Doch 1944 werden die Wittelsbacher verhaftet und mit ihren Kindern in die Konzentrationslager Sachsenhausen, Flossenbürg und Dachau gebracht. Nach Kriegsende registriert Franz mit der feinen Sensibilität eines Jugendlichen, was eine aus den Fugen geratene Welt mit den Menschen in seiner Umgebung macht – und er beginnt, sich seinen ganz eigenen Weg ins Leben zu bahnen. Seine genaue Beobachtungsgabe, seine Weltgewandtheit und sein feiner Humor machen die Erinnerungen des Chefs des Hauses Wittelsbach zu einem wahren Lesevergnügen.

In diesem sehr persönlich gerahmten Porträt ziehen 90 Jahre Leben vorüber: die Schulzeit ebenso wie Augenblicke der Weltgeschichte, Erfahrungen unter dem Tresen eines Jazzkellers ebenso wie das Zusammentreffen mit Regierungschefs (mit denen sich der Protagonist auch mal unbemerkt von den Bodyguards in ein Bräuhaus zurückzieht), Betriebsausflüge mit der «Gewerkschaft» des europäischen Adels, begeisterte Naturerlebnisse in Bayern und anderswo, leidenschaftliche Rendezvous mit Moderner Kunst, teils heftige kulturpolitische Auseinandersetzungen, private Momente mit seinem langjährigen Lebenspartner – und stets das Bewusstsein der Verantwortung für das Haus Wittelsbach in der Mitte der deutschen Gesellschaft.

Herzog Franz von Bayern ist der Chef des Hauses Wittelsbach, international renommierter Kenner und Förderer Moderner Kunst sowie Mitglied in zahlreichen wissenschaftlichen Einrichtungen.

Die Co-Autorin *Marita Krauss* lehrte als Professorin an der Universität Augsburg Europäische Regionalgeschichte. Von ihr erschien zuletzt bei C.H.Beck *Ich habe dem starken Geschlecht überall den Fehdehandschuh hingeworfen. Das Leben der Lola Montez* (2020) und *Ludwig I. von Bayern. Träume und Macht. Eine Biographie* (2025).

Franz von Bayern

Zuschauer in der ersten Reihe

Erinnerungen

In Zusammenarbeit mit
Marita Krauss

C.H.Beck

Mit 66 Abbildungen

Die ersten vier Auflagen dieses Buches erschienen 2023 im Hardcover.

1., durchgesehene Auflage in der Reihe C.H.Beck Paperback. 2025

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Herzog Franz von Bayern vor
Schloss Herrenchiemsee, 2013, Foto Daniel Grund

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83145 4



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Zu diesem Buch *von Marita Krauss* · IX

I. Eine Jugend im Schatten des Nationalsozialismus · 1

Jugendeindrücke in Kreuth · 1

Als Flüchtlingsfamilie in Ungarn · 5

Die Wittelsbacher im KZ Sachsenhausen · 10

«Flossenbürg war die ärgste Station» · 17

Über das KZ Dachau nach Ammerwald · 21

II. Begegnungen mit einer neuen alten Welt · 29

«Es war nicht so, dass man hätte anknüpfen können an die Zeit vor der Verhaftung» · 29

«Damals habe ich Karl May gelesen»: Schule in Ettal und Fribourg · 38

«Immer korrekt angezogen»: erste Aufgaben als Repräsentant des Hauses · 43

«Das war nicht mehr sein Bayern»: die schwierige Heimkehr meines Vaters · 45

«Meine Mutter war der ruhende Pol der Familie» · 51

Der Großvater – Kronprinz Rupprecht von Bayern und seine Welt · 57

III. Wiederaufbau und Neubeginn · 69

«Der Wiederaufbau der Residenz begleitete mich viele Jahrzehnte» · 69

Faszinierende Künstler und das Münchner Kulturleben · 72

«Ein wesentlicher Antrieb war meine Neugier» –
von Salzburg nach Donaueschingen und zur neuen
Musik · 78

«Hock di unter die Bar, dass man di net sieht»:
Jazz in München · 81

IV. Der eigene Weg zur Modernen Kunst · 84

Begegnungen mit Kubin · 84

«Das war für mich ein großes Entdecken» · 86

«Das wunderbare New York» – der große
Aufbruch 1961 · 88

Das Museum of Modern Art und der
International Council · 92

Blanchette Rockefeller · 98

«Die Kraft, mit erstrangigen Meisterwerken zu
leben» · 102

Vom Ausstellen und Sammeln in München · 104

Der Galerie-Verein – «eine wunderbare
Quatschbude» · 112

Die Olympischen Spiele, das «Denkloch» und mehr · 117

Die Pinakothek der Moderne · 119

Perspektiven: das Kunstareal · 121

V. Internationale Verwandtschaftsverbindungen · 125

Weißer Rosen aus Schottland: das Stuart-Erbe,
«ein charmantes historisches Kuriosum» · 125

«Inter pares» unterwegs: die Fahrt mit der
«Agamemnon» · 128

Der Ungarnaufstand 1956 – eine Zäsur · 132

«Nie in ein östliches Land» – Konsequenzen des
Kalten Krieges · 134

«Lauter neue Welten» · 136

Familiennetzwerke · 139

Königliche Besuche mit und ohne Protokoll · 145

VI. Repräsentant der Familie · 149

«Die Kontakte zu den Ministerpräsidenten waren immer sehr eng» · 149

Als Vertreter der Familie in der ersten Reihe · 158

Wissenschaft, Wirtschaft, Geistesleben · 164

Bayerns Tradition – Bayerns Öffnung zur Welt · 172

«Das Bild der Familie muss immer wieder neu erfunden werden» · 174

1500 Gäste im Jahr: die Nymphenburger

Empfänge · 178

Diskussion im kleinen Kreis: die Berchtesgadener

Gespräche · 181

Die Ritterorden · 182

Der Hilfsverein Nymphenburg · 185

VII. Das Haus, seine Aufgaben, seine Darstellung · 190

Der Wittelsbacher Ausgleichsfonds · 190

Die Kunstsammlungen der Wittelsbacher
Landesstiftung · 194

Keine weiß-blauen Flaggen in der Pfalz · 198

«Ludwig II. wurde zu einer Entdeckung» –
die großen historischen Ausstellungen · 200

Die bayerische Geschichtslandschaft · 205

VIII. Die Beziehungen zu den Kirchen · 208

Evangelische Christen, die Ökumene und die jüdischen
Gemeinschaften · 208

Begegnungen mit Benediktineräbten, Jesuitenpatres und
Münchner Kardinälen · 210

«Ein Podium für Diskussionen»: die Katholische-
Akademie · 217

Die Idee der Vielfalt in der katholischen Kirche – eine
große Hoffnung · 219

IX. Beobachter des Zeitgeschehens · 222

«Wir waren weiße 1930er Jahrgänge»: die Wiederbewaffnung · 222

«Keiner hat ihn überstrahlt» – Kennedys Ermordung · 224

«Es flogen faule Eier» – 1968 · 225

«Die ganze Welt schaute atemlos zu»: die Mondlandung · 228

«Es war nicht absehbar, ob russische Panzerrollen würden» – der Fall der Mauer · 231

«Die Natur ist ungeheuer verwundbar» – Klimaveränderung, Waldsterben, Naturschutz · 232

«Man konnte es zuerst nicht fassen» – 9/11 · 235

X. Persönliche Schlaglichter · 238

«Wenige Dinge veränderten mich abrupt» · 238

Privatheit · 245

Ein Foto von Erwin Olaf · 251

Von Mäusen, Fischen und Hunden · 254

XI. Das Spektrum des Lebens von Älterwerden bis Zukunft · 258

Älterwerden. Anerkennung. Bayerns Perspektiven. Diskretion. Ehre. Ehrgeiz. Einsamkeit. Eitelkeit. Familienchef. Freiheit. Freundschaft. Generationenübergabe. Glaube. Grenzen. Humor. Konflikte. Kreativität. Krisen. Leistung. Maßstäbe. Position. Selbstwertgefühl. Spielregeln in der Demokratie. Stress. Toleranz. Träume. Tratsch. Verantwortung. Versäumte Chancen. Vertrauen. Vorbilder. Werte. Würde. Zufriedenheit. Zukunft

Glossar · 280

Bildnachweis · 303

Dank · 304

Zu diesem Buch

Als Franz Bonaventura Adalbert Maria Prinz von Bayern am 14. Juli 1933 auf die Welt kam, verkündeten keine Salutschüsse die Geburt eines bayerischen Thronfolgers, wie es noch 15 Jahre vorher üblich gewesen wäre. Doch die bayerische Monarchie war 1918 untergegangen, der letzte König, Ludwig III., 1921 gestorben. Der junge Freistaat Bayern ging mit dem ehemaligen Königshaus glimpflicher um als beispielsweise die österreichischen Nachbarn mit den Habsburgern. So bot seit 1923 der Wittelsbacher Ausgleichsfonds der Familie Wittelsbach eine finanzielle Basis. Im März 1933 hatten jedoch die Nationalsozialisten die Macht übernommen, und es begannen schwierige Zeiten für das ehemalige bayerische Königshaus: Kronprinz Rupprecht von Bayern, Heerführer im Ersten Weltkrieg und Großvater des kleinen Prinzen, lehnte den Nationalsozialismus ab; er wurde nach der Aufdeckung des bayerischen monarchistischen Widerstands 1939 verhört und ging mit seiner Familie nach Italien ins Exil, sein Sohn Prinz Albrecht wich mit der Familie nach Ungarn aus. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 konnten sich nur Kronprinz Rupprecht und sein Sohn Heinrich der Verhaftung entziehen, die anderen Familienmitglieder kamen in Gestapohaft.

Dennoch schildert Herzog Franz von Bayern seine frühe Jugend zunächst als Idylle; dies spiegeln auch die Fotos aus jener Zeit, wie sie sich in dem von der Mutter liebevoll geführten Album finden: Im oberbayerischen Kreuth, in Budapest und auf den Schlössern der ungarischen Verwandtschaft im Exil gab es viele Spielgefährten

für den kleinen Prinzen, seine zwei älteren Schwestern und den jüngeren Bruder. Die Idylle endete jedoch abrupt mit der Verhaftung im ungarischen Schloss Somlóvár und dem Weg der «Sonderhäftlinge» durch die Konzentrationslager Sachsenhausen, Flossenbürg und Dachau. Die Familie konnte zwar zusammenbleiben und war nicht mit anderen zusammen in Lagerbaracken untergebracht, doch die Kinder lebten in Flossenbürg mit Leichenbergen vor dem Fenster und mit der ständigen Drohung, liquidiert zu werden. «Geheult wird nicht!», gab der Vater für diese Situation als Maxime aus. Erst einige Monate nach Kriegsende 1945 und der Befreiung aus der Haft wuchs für den zwölfjährigen Franz langsam wieder das Gefühl, dass es Zukunft geben würde, dass man für ein nächstes Weihnachten oder Ostern planen könnte.

Herzog Franz von Bayern berichtet über diese Zeit ganz ohne Bitterkeit: Es sei zwar etwas turbulent losgegangen, aber dann habe er eine großartige Aufbruchzeit erlebt: den Wiederaufbau, die Möglichkeit zu reisen, Kunst und Musik. Diese ersten Jahrzehnte nach dem Krieg sind dem heute fast Neunzigjährigen noch sehr präsent. Dass Erinnerung ein dynamischer Prozess ist, machten die 25 Gespräche deutlich, die ich mit Herzog Franz und seinem Lebensgefährten Thomas Greinwald seit März 2021 in Schloss Nymphenburg führte und die letztlich die rund 1000 Seiten ergaben, die diesem Buch zugrunde liegen. Als Historikerin war ich angetreten, Erinnerungswege durch Fragen begehbar zu machen, Geschehenes ans Licht zu holen und Impulse zu setzen. Die Schleier der freundlichen Diskretion des Herzogs, der seit seiner Jugend gewöhnt ist, jedes Wort abzuwägen, sich höchst ungern öffentlich präsentiert und ohnehin zum Understatement neigt, lagen stets über den Erzählungen. Es wurde dennoch eine aufregende gemeinsame Reise durch die Vergangenheit, in deren Verlauf Vertrauen und tieferes Verständnis wuchsen. Die beiden Hündinnen Beppi und Bella begleiteten uns bei unseren oft heiteren, doch stets intensiven Gesprächen; sie ließen sich freudig kraulen, fanden es aber auch etwas langweilig, dass nur geredet wurde.

Das Leben, über das der Herzog berichtete, begann nach 1945

neu: Im ungarischen Exil als Flüchtlingskind war er ganz ohne den bayerischen Hintergrund aufgewachsen; nun kam der Heranwachsende am Tisch des Großvaters in Leutstetten oder bei Veranstaltungen in München mit den Spitzen der bayerischen Politik, der Kulturszene, des Klerus in Kontakt und wurde als Repräsentant der Familie kreuz und quer durch Bayern zu Ortsjubiläen oder Festgottesdiensten geschickt. In Ungarn habe er zwar vor allem durch seine Mutter viel über Verwandtschaftsverhältnisse gelernt, so Herzog Franz heute, aber keine Vorstellung davon gehabt, dass seine Familie etwas Besonderes sein könnte. Von der Wittelsbacher Tradition erfuhr er erst nach und nach, auch nicht in der Schule im Benediktinergymnasium in Ettal; da habe er Karl May gelesen und sich nicht für Wittelsbacher Herzöge interessiert.

Nach einigen Jahren in einem Collège in der französischen Schweiz legte der Prinz 1952 sein Abitur in Ettal ab, studierte danach in Zürich und erhielt 1960 sein Diplom als Volkswirt. Dass er dieses Studium jemals für einen Beruf nutzen würde, stand damals schon nicht mehr zur Diskussion, zu viele andere Aufgaben erwarteten ihn. Die Wittelsbacher nehmen bis heute in Bayern eine besondere Position ein – in der Öffentlichkeit, in der Gesellschaft, im Bereich der Museen. Denn ein wichtiger Teil der Kunstwerke der Glyptothek, der Antikensammlung, der Pinakotheken stammt aus den Sammlungen König Ludwigs I. und gehört den Wittelsbacher Stiftungen, in die Kronprinz Rupprecht die Sammlungen 1923 einbrachte, um sie für die Museen zu erhalten. Hier fand Prinz Franz viele Aufgaben, die ihn forderten.

Bald entdeckte er für sich aber nicht nur die Kunst der Vergangenheit: Der Großvater war ein fulminanter Kunstkenner, zeitgenössische Kunst und Musik interessierten ihn jedoch nicht; das galt auch für den Vater. Für Prinz Franz hingegen, jung, neugierig und auch etwas rebellisch, erschlossen sich in Ablösung von der Familie die Moderne Kunst und Musik. Den großen Aufbruch bedeutete für ihn 1961 die erste Reise nach New York, die er sich durch den Verkauf seiner Briefmarkensammlung finanzierte. Hier faszinierte

ihn das hohe intellektuelle Niveau der Künstler, Sammler und Mäzeninnen im Umkreis des Museum of Modern Art. Als ich für das Glossar dieses Buches die Biografien der Menschen recherchierte, mit denen sich Prinz Franz in den USA anfreundete, wurden für mich der enorme Kunstverstand, der große Reichtum und die beeindruckenden mäzenatischen Traditionen dieser US-amerikanischen Szene zumindest in Umrissen erkennbar. Seit 1972 gehörte Prinz Franz dem internationalen Beirat des Museum of Modern Art, dem International Council, an und er wurde bis 1989 für rund 16 Jahre dessen erster aus Deutschland stammender Präsident. Längst war er zu einem international anerkannten Kenner, Sammler und Protektor der zeitgenössischen Kunst geworden, die damals in Bayern noch wenig Anklang fand. Mit seinen Mitstreitern und Mitstreiterinnen vom Münchner Galerie-Verein kämpfte der Prinz dafür, auch in München die Türen für die Moderne Kunst zu öffnen. Der Kampf war 2002 mit der Eröffnung der Pinakothek der Moderne gewonnen. Das Museum beherbergt nun auch wesentliche Teile der eigenen umfänglichen Kunstsammlungen des Herzogs. In seiner Wohnung in Nymphenburg ist die Kunst sehr präsent: In den hohen Gängen und Räumen hängen großformatige Bilder zeitgenössischer Kunst von hoher Strahlkraft. Dieser Kosmos ist ständig in Bewegung, es werden Bilder ausgetauscht und umgehängt. Stagnation ist nach wie vor nicht im Sinne des Hausherrn.

Es ging und geht im Leben von Herzog Franz aber nicht nur um die Kunst. Als Mitglied des europäischen Hochadels ist er mit allen europäischen Königshäusern verwandt, man kennt sich, man besucht sich. Ausgangspunkt war nach dem Krieg die Reise auf dem griechischen Schiff «Agamemnon», die als «Kreuzfahrt der Könige» bekannt wurde; dort ließen sich die durch Nationalsozialismus und Krieg unterbrochenen Verbindungen zu den ehemals oder weiterhin regierenden Familien wieder knüpfen. Prinz Franz besuchte auch Schottland, wo zumindest von unermüdlichen Anhängern der schottischen Stuart-Dynastie die Vorstellung eines Anspruchs auf

den schottischen Thron aufrechterhalten wird, eines Anspruchs, der zurzeit bei den bayerischen Wittelsbachern liegt – ein «charmantes historisches Kuriosum», wie er selbst es nennt. Auf seinen vielen Reisen lernte der Prinz auch Südamerika kennen, wo der Vater eine Hazienda erwarb, besuchte Thailand, freundete sich mit der Königsfamilie an und erlebte dort noch ein Bangkok, das heute längst unter Wolkenkratzern verschwunden ist. Als 1989 die Berliner Mauer fiel, war er beim belgischen Königspaar zu Gast und saß mit ihnen zusammen voller Spannung vor dem Fernseher in Schloss Laeken, während den ganzen Abend über internationale Staatschefs anriefen, um sich mit dem König über Strategien im Umgang mit dieser Epochenwende zu beraten. Er war zusammen mit der amerikanischen Präsidentengattin und dem jordanischen König Gast in Cape Kennedy, als eine Mondrakete startete. Neben solchen internationalen Begegnungen blieb er aber auch stets in seiner bayerischen Heimat aktiv: Er arbeitete viele Jahre in der Leitung der Katholischen Akademie Bayern mit und war als Mitglied in Kuratorien und Hochschulräten stets ein wacher und engagierter Begleiter der bayerischen Wissenschafts- und Forschungslandschaft. Sein persönlicher Ehrgeiz gilt Bayern und dessen nationaler und internationaler Bedeutung in Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Nach dem Tod des Kronprinzen Rupprecht 1955 wurde Prinz Albrecht Chef des Hauses Wittelsbach und nahm den alten Titel Herzog von Bayern an; an eine Wiederherstellung der Monarchie glaubte er nicht mehr, darum war für ihn die Titulatur «Kronprinz» obsolet. Nun wuchsen auch für Herzog Albrechts ältesten Sohn Franz die repräsentativen Aufgaben, die das Haus Wittelsbach bis heute wahrzunehmen für seine Pflicht hält und die für dessen Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit wichtig sind: Bei Staatsbesuchen, Staatsempfängen, großen Ausstellungseröffnungen oder wichtigen Amtseinführungen – stets sitzt ein Vertreter des Hauses Wittelsbach als Zuschauer oder Zuschauerin in der ersten Reihe. Herzog Franz sagt heute dazu: «Die Anwesenheit von Vertretern der Familie bei so vielen Veranstaltungen entwickelte sich anfangs aus historischen Ge-

wohnheiten, die nach 1945 wieder aufgenommen wurden. Es blieb immer eine Selbstverständlichkeit und war wohl auch von staatlicher Seite so gewünscht. Ich glaube, wir waren ein bisschen Teil des Bildes von Bayern, wie es auch die offizielle Seite gerne zeigen wollte.» Zu den Rechten, die den Wittelsbachern 1923 im Wittelsbacher Ausgleichsfonds eingeräumt wurden, gehört auch das Wohnrecht in Schloss Nymphenburg, wo Herzog Franz seit den 1990er Jahren lebt. Bis heute ist die landesweite Sichtbarkeit über Einladungen nach Nymphenburg, zu den sogenannten Nymphenburger Empfängen, ebenso Teil der Repräsentation wie Hilfsprojekte des Hilfsvereins Nymphenburg und manch andere sichtbaren und weniger sichtbaren Spenden und Unterstützungsleistungen durch den heutigen Chef des Hauses Wittelsbach. Herzog Franz ist kein König in Bayern, doch ein von allen hoch respektierter Staatsbürger, der sich vor dem Hintergrund seiner besonderen Familientradition mit heißem Herzen für Bayern einsetzt.

Herzog Franz von Bayern ist ein geradliniger und humorvoller Mann mit breitem Interessensspektrum, bemerkenswerter Personenkenntnis, guter Beobachtungsgabe und angenehmer Distanz zu sich selbst und seiner Rolle. Es ist eine Besonderheit dieses Buches, dass er offen über seine Beziehung zu dem Juristen und Heilpraktiker Thomas Greinwald spricht, der seit über vierzig Jahren sein Leben teilt: ein gescheiter und charmanter Mann mit Esprit und Selbstironie, musikalisch, in vielen Projekten engagiert, dem Herzog ein sorgender und liebevoller Begleiter. Herzog Franz verbindet dieses Statement mit der Forderung, in unserer Zeit Liebe in ihrer Vielfalt zu akzeptieren und diese als Selbstverständlichkeit zu behandeln, statt sich hinter angeblicher «Toleranz» zu verstecken. Auf Thomas Greinwalds Initiative hin kam dieses Buch zustande; ihm war wichtig, dass der Herzog selbst seine Geschichte erzählen konnte und nicht nur über ihn geschrieben wird.

Insofern bietet dieses Buch im Spiegel der Erzählungen und Fotografien Einblicke in ein Leben zwischen Internationalität und baye-

rischem Patriotismus, ein Leben für die Familientradition wie für die lange verfemte zeitgenössische Kunst, ein Leben voller Respekt für gesellschaftliche Formen, aber in persönlicher Freiheit. In den Aperçus zu zentralen Begriffen, die am Ende des Buches stehen, spiegelt sich die Weisheit einer durch Bescheidenheit, klare Werte und große Offenheit beeindruckenden Persönlichkeit – Weisheit, erworben auf einem langen und ungewöhnlichen Lebensweg. Am 14. Juli 2023 wird Herzog Franz von Bayern 90 Jahre alt. Vielleicht gibt es dann doch auch Salutschüsse.

Marita Krauss

München, im Herbst 2022

I.

Eine Jugend im Schatten des Nationalsozialismus

Jugendeindrücke in Kreuth

Im Juli 1933 kam ich in München auf die Welt und wuchs in Kreuth bei Tegernsee auf. Dort wohnten meine Eltern, der damalige Erbprinz Albrecht von Bayern und meine Mutter, geb. Marita Gräfin Drašković von Trakošćan. Unser Haus war ganz einfach und gemütlich. Bereits im Juli 1934 mussten die Eltern unter dem Druck der Nationalsozialisten von Kreuth nach Ungarn ausweichen, aber da war ich ein Kleinkind, und so habe ich daran keine eigene Erinnerung. Wir kamen im Frühjahr 1935 zurück, reisten jedoch 1939 Hals über Kopf wieder über Jugoslawien nach Ungarn ab.

An die Kreuther Zeit habe ich nur ganz punktuelle Erinnerungen – für mehr war ich damals noch zu klein. Ich versuche mich daher in meine damalige Kinderwelt zu versetzen und über die Bilder zu berichten, die in mir aufsteigen. Meine Eltern lebten in Kreuth sehr zurückgezogen. Vor meinem geistigen Auge sehe ich einzelne Personen, wie den Volksmusiker Kiem Pauli, der für uns eine große Rolle spielte: Er wohnte im selben Haus, spielte auf der Zither und sang, während wir zuhörten. Oft kamen auch junge Musiker zu ihm, die ihm vorsangen. Diese Volksmusik war für mich enorm reich und füllte den Raum der Musik am Anfang ganz aus. Meine Urgroßmutter Herzogin Marie-José, die Witwe meines Urgroßvaters Herzog Carl Theodor, die ich noch sehr lebendig in Erinnerung habe, lebte



Franzi mit dem Gamsbock aus der Vorderriss.

Mit Gamsbart und Lederhose. Prinz Franz in Kreuth, 1937,
aus dem Privatalbum



Papa und Franz im Christbaumzimmer
beim Gramophon.

Kindliche Entdeckungen. Prinz Albrecht und sein Sohn Franz in Kreuth, 1936,
aus dem Privatalbum



Urgrossmama Marie-José und die 4 Kinder
mit Deta vor dem Oekonomiehaus auf
Kiem Pauli's Bank.

Generationenbild. Herzogin Marie-José, Schwägerin von Kaiserin Elisabeth von Österreich, mit den Kindern Marie Gabrielle, Franz, Max, Marie Charlotte und der Kinderfrau Deta auf der Bank des Volksmusiklers Kiem Pauli, Kreuth 1938, aus dem Privatalbum



Gute Freunde. Prinz Franz und der Familienhund Wastl in Kreuth, 1935, aus dem Privatalbum



Papa mit den Buben beim Fischen.

Ferienglück auf der Insel Hvar. Prinz Albrecht mit den beiden Söhnen Franz (l.) und Max (r.) beim Fischen an der jugoslawischen Küste, Ostern 1939, aus dem Privatalbum

gleichfalls in Kreuth. Nach unserer Emigration sah ich sie nie wieder, sie starb während des Krieges. Titel wie ihrer waren für mich keine Begriffe, die irgendetwas bedeutet hätten – sie war einfach meine Urgroßmutter. Auch insgesamt hatte ich als Kind vor dem Krieg nie das Bewusstsein, dass es unsere Familie als «die Wittelsbacher» gibt und dass sie anders war als andere Familien.

Wichtig war, dass es Spielsachen gab und die Natur drumherum. So habe ich eine klare Erinnerung an die Berge und an das Wild. Ich weiß noch, wie eines Tages ein verrückt gewordener Hirsch auf der Wiese vor unserem Haus unter einem Baum stand. Der beeindruckte mich tief, weil er sich so seltsam anders verhielt als andere Tiere. Ich glaube, er hatte irgendeine Gehirnkrankheit und wurde dann geschossen. Diese Art von Bildern bleibt in diesem Alter in Erinnerung, weil sie eine tiefe Spur im kindlichen Gemüt hinterlassen.

So war es auch mit zwei Hunden, die zur Familie gehörten und in einer großen Hundehütte vor dem Haus wohnten; einer hieß Wastl. Es kam wohl öfter vor, dass man mich damals in der Früh nicht in meinem Bett finden konnte, weil ich in der Nacht verschwunden war – und man fand mich dann bei den Hunden in der Hundehütte. Dass ich dort aufwachte, daran kann ich mich selbst noch erinnern. Ich fand es sehr gemütlich – und vor allem: Ich war ja mit denen befreundet.

Als Flüchtlingsfamilie in Ungarn

Doch dann kam die Abreise. Ich hatte gerade einen Kompass geschenkt bekommen, und meine größte Sorge war, dass dieser Kompass mitreist. Wir fuhren Ende Juli 1939 zunächst nach Novivindolski an die jugoslawische Adriaküste – wie in die Ferien – und verbrachten dort etwa einen Monat am Strand. Ich erinnere mich an das sehr blaue Meer, an das Fischen, an das Kahnfahren. Ende August machten wir einen Ausflug an die Plitvicer Seen, die landschaftlich wunderbar gelegen sind. Dann trafen wir uns mit Vater in

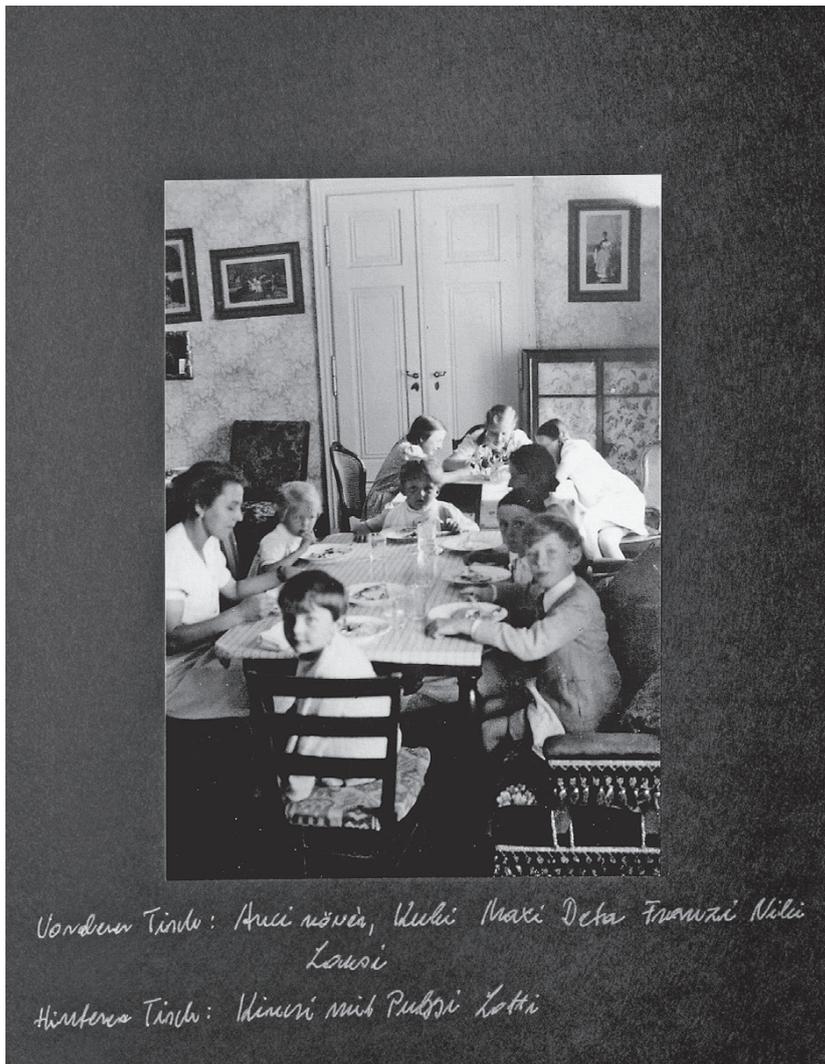
Vép in Ungarn. Am 1. September brach der Krieg aus: Er fuhr nach München zurück, und wir reisten nach Budapest. Dort lebten wir in einer kleinen Wohnung, die einem Grafen Zichy gehörte; sie sollte für fast fünf Jahre unser Zuhause werden. Vater kam Ende Dezember zu uns, kurz bevor die deutsche Grenze zugin. Er übernahm dann bis 1941 für den Prinzen Paul von Jugoslawien, der damals Regent war, die Leitung des Hofjagdwesens. Prinz Paul hatte ein sehr schönes Haus, das etwas im Landesinnern lag. Wir waren dort 1940 und besuchten dann in Vukovar die Grafen Eltz, ebenfalls Verwandte. Meine Schwestern feierten dort am 30. Mai Geburtstag. Sie sind Zwillinge, und ich erinnere mich noch an die Schokoladentorte, die es damals gab.

Es lag sicher über manchen Tagen eine besondere Spannung, aber im Grunde kapierten wir Kinder das nicht oder dachten auch nicht darüber nach. Wir waren damals die Flüchtlinge, die Mittellosen; unsere Lage war eine Peinlichkeit für alle anderen. Wir waren die einzigen Kinder, die nichts hatten. Aber man ließ uns das nicht spüren. Die ungarische Verwandtschaft meiner Mutter war unglaublich großzügig. Oben auf dem Burghügel in Budapest, wo auch wir wohnten, hatten all die adeligen Familien ihre Palais, und da gab es immer eine Gruppe von bis zu dreißig Kindern, die jeden Tag miteinander spielten. Damals entstanden sehr viele Freundschaften, von denen einige ein Leben lang gehalten haben. Ich erinnere mich an einzelne Persönlichkeiten wie den Grafen Mikes, einen Bischof. Er war sehr nett; wenn er erschien, stürzten alle Kinder auf ihn los. Er konnte sich nur mit seinem sehr großen Schirm gegen uns wehren, um nicht überrannt zu werden. Solche kleinen Begebenheiten, die mir als Kind wichtig waren, sehe ich noch vor mir.

Wir gingen ganz kurz in die deutsche Schule in Budapest. Da entstand aber sofort Druck: Wir wurden ausgefragt, was die Eltern zuhause reden, wer zu Gast ist. Dann bedrängte man uns, in die HJ und in den BDM einzutreten. Meine Schwestern wurden ziemlich übel behandelt: Die eine wurde über den ganzen Schulhof geschleift, so dass sie mit blutenden Knien nach Hause kam. Daher waren wir

nach wenigen Tagen auch wieder raus aus der Schule und bekamen Privatunterricht. Ich erinnere mich an die Hauslehrerin, mit der wir noch bis vor wenigen Jahren in Verbindung standen, ein Fräulein (so sagte man damals) Farrago. Sie muss in den letzten Jahren hochbetagt gestorben sein. Sie war sehr lieb, sehr nett und sicher eine ganz gute Lehrerin – aber sie war nicht der Typ des Hauslehrers. Sie musste nur den Unterricht ersetzen, der in der Schule nicht mehr möglich war. Über die Tradition unserer Familie erfuhren wir damals nichts. Es gab keinerlei Gedanken an Vergangenheit oder Tradition oder Hoffnungen dieser Art für die Zukunft. Wir hatten einfach ganz normalen Unterricht – Lesen, Schreiben, Rechnen und was es sonst noch als Schulstoff und Aufgaben für Kinder so geben kann. Die vergangene Welt der Familie wurde nicht erwähnt. Es gab ja wohl auch für meine Eltern gar keine Hoffnung, jemals zurückzukommen, denn es war damals nicht abzusehen, wie lange das Nazi-Regime bleiben würde.

Ich weiß noch, dass wir die Ferien immer auf dem Land verbrachten. Einen Teil davon verlebten wir in Sárvár bei meinem Großonkel, Prinz Franz von Bayern, und einen anderen im Schloss Vép bei dem Grafen Fery Erdődy, dessen Sohn Lázló jetzt wieder hier bei uns lebt, und dann noch einige Zeit bei dem Prinzen Lázló Esterházy, mit dessen Kindern wir gleichfalls sehr eng befreundet waren. Da sah ich noch das Leben des ungarischen Adels, ein Leben, das es so bei uns vielleicht nie gegeben hat: Wir wurden mit zwei Pferdewagen an der Bahn abgeholt – eine für das Gepäck, eine für uns. Auch zu Besuchen fuhren wir von einem Schloss zum anderen noch in Pferdewagen, auf die am Abend Lichter aufgesteckt wurden. Und jeden Tag, wo immer man war, fuhr man in der Früh mit einer einfachen offenen Pferdewagen über die Felder und besuchte die Bauern bei der Arbeit. Gab es ein Fest, so kamen die Bauern – die einfachen Gutsangestellten ebenso wie der Schweinehirt, das war die Respektsperson im Dorf! – alle in Tracht, und es wurde getanzt. Zwischen dem reichen Prinzen Esterházy und den ganz einfachen Leuten, die ringsherum wohnten, bestand ein persönliches Vertrau-



Am Kindertisch auf Schloss Soml6vár. Die Kinder des Prinzen Albrecht mit Spielgefährten im ungarischen Exil. Vorderer Tisch: die Kinderfrau Deta, an ihrer rechten Seite Prinz Max Emanuel und ihr gegenüber Prinz Franz, 1944, aus dem Privatalbum

ensverhältnis. In diesem Rahmen war alles ganz traditionell geregelt: So aßen etwa die Kinder getrennt von den Eltern. Es war eine Welt, die für mich noch sehr lebendig ist, und doch wirkt sie wie ein Roman aus einer anderen Zeit. Einiges von den Gepflogenheiten dieser Jahre hat sich bei uns jedoch bis heute erhalten: Wir geben uns nicht die Hand, wenn wir uns begegnen, und wir zeigen nur selten unsere Gefühle.

So ging es bis Anfang 1944. Wir Kinder wussten zwar, dass Krieg

war, hatten aber keine Vorstellung davon, was das ist. Es gab bei uns keine Bombardierungen, das Leben war für mich traumhaft, und über die Situation in der Ferne dachte ich eigentlich nicht nach. Doch dann änderte sich die Atmosphäre plötzlich: Es lag etwas in der Luft, das ich zwar spürte, aber nicht verstand. Meine Eltern zogen mit uns aus Budapest weg und ganz nach Somlóvár aufs Land.

Das Schloss Somlóvár des Grafen Peter Erdődy, er war der Bruder des Grafen Fery Erdődy, liegt in der Nähe des Plattensees in der Gegend des Vulkanbergs Somló. Wir hatten dort viele Tiere, darunter ein Schwein, das wir uns als Kinder gekauft hatten. Um das Geld dafür zusammenzubekommen, machten wir Botengänge; dafür gab es hier und da zehn Pfennige von irgendjemandem. Die sparten wir und kauften ein Ferkel. Es hieß Zotzi und wurde von uns gepflegt. Im Haus war ein sehr guter Koch, den setzten wir ständig unter Druck, uns nicht nur die Essensreste zu geben, sondern für die Zotzi auch etwas Besonderes zu kochen. So ist sie gemästet worden und war am Ende, glaube ich, zwei Meter lang – ein riesiges Schwein. Ich selbst hatte einen ganzen Tierpark: einen Kauz, zwanzig weiße Mäuse, eine Smaragdeidechse, Laubfrösche, einen Rotrückenwürger, also einen Neuntöter; der war aus dem Nest gefallen, und wir hatten ihn aufgezogen. Er war frei im Haus und draußen unterwegs, ein Familienmitglied. Wenn wir, was häufig der Fall war, im offenen Pferdewagen in die nächste Stadt Devecser fahren, flog er mit. In diesem Ort hatte Graf Tamás Esterházy ein Schloss, in das wir oft eingeladen wurden. Da flog der Vogel in offene Fenster hinein und schaute, ob was zu holen war. Einmal gab es ein furchtbares Geschrei, weil er einer Köchin etwas aus der Pfanne gestohlen hatte; sie glaubte, es sei der Teufel, und hat furchtbar geschrien. Der Neuntöter lebte völlig frei, wohnte allerdings bei mir im Zimmer, wo er auch sein Nest hatte. Ich besaß überdies zwei Siebenschläfer und eine «gemischte» Maus, halb weiße Maus, halb Hausmaus; die lebte meistens in meiner Tasche, und ab und zu erschien sie dann plötzlich beim Essen. Zuhause hat das niemanden gestört.

Das Leben verlief völlig normal – bis bei den Eltern eine gewisse Nervosität aufkam. Wegen einer Passangelegenheit fuhren sie von Somlóvár nach Budapest; später wurde mir erzählt, der schwedische König habe uns eingeladen, von Ungarn nach Schweden zu kommen, weil die russische Front immer näher rückte. Doch das erlaubte die deutsche Besatzung nicht mehr: Die Deutschen waren im März 1944 in Ungarn einmarschiert. Auch wenn ich davon noch nichts mitbekam, denke ich im Rückblick, dass meine Eltern deswegen Anfang Oktober in Budapest waren.

Die Wittelsbacher im KZ Sachsenhausen

Sie kamen in Begleitung von zwei Herren aus Budapest zurück. Plötzlich hieß es: schnell packen und jeder darf nur einen kleinen Koffer mitnehmen. Es kam Hektik auf, und von diesem Moment an war nichts mehr normal. Ich musste meinen ganzen Tierpark in den Garten des Schlosses entlassen: Meinen Kautz setzte ich auf einen Ast, meinen Rotrückenwürger ließ ich fliegen und meine Laubfrösche, meine Siebenschläfer und alle meine Mäuse entließ ich in den Garten. Bei den zwei Herren war einer dabei – daran erinnert sich meine Schwester –, der war sehr groß und furchtbar muskulös wie ein Riese und hatte eine tiefe Stimme. Er sagte meiner Mutter, als der andere nicht dabei war: «Haben Sie irgendeinen großen Korb mit einem Deckel, wenn es geht?» Irgendwo auf dem Speicher fand sich ein Korb so wie ein großer Koffer. «Jetzt holen Sie sich einen großen Sack weiße Bohnen und einen großen Sack Zucker und einen großen Topf Honig.» All das wurde in diesen Korb verpackt. Es dauerte nicht lang, dann waren auch wir Kinder bereit mit unseren kleinen Köfferln. Doch die Abreise funktionierte zunächst nicht, denn die Gestapoleute – jene zwei Herren – wollten einen größeren Lastwagen oder etwas in dieser Art, um uns abzutransportieren. Das aber sabotierte die Wehrmacht in der nahe gelegenen Stadt Devecser. Wir blieben daher fast einen ganzen Tag länger. Es

herrschte große Spannung; wir hingen irgendwo in der Luft. Ich hatte ja eine zahme Smaragdeidechse. Wunderschön! So große Augen! Die hatte ich auch in den Park des Schlosses ausgelassen. Als wir dann so lang nicht wegfahren, gingen wir noch einmal im Park spazieren. Da kam diese Eidechse wieder, aus dem Gras heraus, wie ein Hund, und sagte Grüß Gott ... Doch irgendwann kam schließlich ein Wagen, und wir reisten ab.

Zunächst hieß es, das sei eine Ehren-Schutzhaft, und wir sollten nach Bayern in ein Schloss gebracht werden, weil die Russen immer näher kamen. Ich merkte allerdings, dass meine Eltern skeptisch waren. Auf der Fahrt fuhren wir an Sárvár vorbei. Meine Mutter sagte: «Die Kinder müssen aufs Klo.» So wurde angehalten, und dadurch kamen wir noch einmal in Sárvár ins Haus, wo wir uns von meinem Großonkel Franz und meiner Tante verabschieden konnten. Die Eltern machten ihnen bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich klar, was los war.

Wir fuhren weiter und trafen am späten Abend in Wien ein. Es regnete furchtbar. Wien hatte gerade einen Bombenangriff erlebt, viele Häuser standen in Flammen. Wir fuhren bei strömendem Regen quer durch die Stadt und sahen überall die zerstörten Häuser. Das beeindruckte mich sehr, weil ich so etwas noch nie gesehen hatte. Die Suche nach einer Unterkunft – es war zwei Uhr in der Nacht – gestaltete sich schwierig. Vieles war kaputt, das Übrige voll mit Flüchtlingen und Ausgebombten. Mein Vater schlug vor, es im Hotel Sacher zu probieren. Der Portier sah uns und sagte: «Nein, leider, wir sind bis unter den Speicher voll, es geht nichts mehr, aber gehen Sie hinüber ins Hotel Ambassador.» Daran erinnere ich mich sehr genau. Als wir dort ankamen, sagte der Portier zu meinem Vater: «Sie werden am Telefon verlangt.» Er nahm das Gespräch entgegen, und als er wiederkam, berichtete er, dass es der Portier vom Sacher war, der sagte: «Natürlich haben wir noch ein Zimmer für Sie, aber für die Herren in Ihrer Begleitung haben wir keine.» Das Ambassador war auch voll. Mein Vater teilte daher den zwei Herren mit, dass der Portier des Sacher ein Zimmer für die Kinder und die

Eltern angeboten habe, «aber Sie können nicht in unserem Zimmer schlafen». Die zwei gaben dann in ihrer Verzweiflung auf, lieferten uns im Sacher ab und fuhren selber in irgendeine Kaserne; am Schluss hieß es: «Morgen früh um sieben Uhr fahren wir weiter.» Und so geschah es auch. Noch in der Nacht riefen meine Eltern einen Onkel an, einen Grafen Wilczek, der um halb sechs in der Früh zu uns kam – das war der letzte Mensch, den wir in Freiheit sahen. Er sprach mit den Eltern und schenkte uns eine kleine Schachtel mit Pralinen. Das waren die letzten Zuckerl, die wir zu sehen bekamen. In der Früh reisten wir dann im Zug weiter nach Weimar. Dort brachte man uns vom Bahnhof aus mit einem Auto in ein Hotel; wenn ich mich recht erinnere, war es das Hotel Elefant, eines von zweien, die gleich nebeneinanderstanden. Ich ging in den Garten des Hotels, da flog über einen Zaun ein Ball; ein kleines Mädchel kletterte über den Zaun, schaute mich bitterböse an, griff sich den Ball und kletterte wieder hinüber. Wir reisten weiter.

Am nächsten Tag wurden wir im Konzentrationslager Sachsenhausen abgeliefert. Wir bekamen so etwas wie ein kleines Einfamilienhaus, stark ummauert. Es standen vier solche Häuser nebeneinander – alle durch eine Mauer getrennt, und dann nochmal eine Mauer und noch eine zweite Mauer, eingeschlossen wie eine Festung, alles mit elektrisch geladenem Stacheldraht besetzt. Nachdem wir angekommen waren, stieg ich in den ersten Stock des kleinen Hauses und sah, wie unten unsere zwei Begleiter, der Kommandant und noch zwei oder drei Bewaffnete aus dem Haus gingen und in diesen ringsherum ummauerten Schlauch. Sie stiegen in einen Kübelwagen und fuhren davon. Da wusste ich: Hier komme ich lebend nimmer heraus. Das war eine klare Erkenntnis. An so eine Situation gewöhnt man sich als Kind sehr schnell, und von dem Tag an fragte man eigentlich nur noch: Irgendwann passiert es – aber wann und wie? Es gab ein paar Situationen, in denen wir dachten: Jetzt ist es so weit. Da sagte mein Vater nur ganz kurz: «Geheult wird nicht.» Das war seine innere Haltung. Und ich dachte als Kind: Aha, so ist das dann. Aber es passierte nichts, und dann wunderte man sich

wieder. Sachsenhausen – da gab es keine Fragezeichen mehr. Für die gesamte Zeit unserer Gefangenschaft darf man aber nie vergessen, dass wir sogenannte «Sonderhäftlinge» waren; stets streng getrennt von allen anderen lebten wir unter falschem Namen; unserer lautete «Familie Buchholz», es mussten ja Initialen stimmen. Selbstverständlich war es uns streng verboten, jemals den echten Namen zu nennen. Wir blieben stets als ganze Familie zusammen, getrennt hätte kaum jemand von uns überlebt. Und wir konnten unsere eigene Kleidung tragen. Das ganze Grauen, das das Leben unserer Mithäftlinge bestimmte, sahen wir eigentlich erst in Flossenbürg.

Mein Vater, der sehr musikalisch war, hatte bereits in Ungarn begonnen, mit uns mehrstimmig Landler zu üben. Als wir in Sachsenhausen angekommen waren, merkten wir, dass im anderen Haus junge Mädels waren, und fingen an, unsere Landler zu pfeifen. Und aus dem anderen Haus kam die Antwort. Da wussten wir: Das sind die Halbschwestern meines Vaters, aus der zweiten Ehe meines Großvaters mit Antonia von Luxemburg. In dieser Situation sagte mein Vater zum Kommandanten: «Hören Sie, meine Schwestern sind da drüben. Können Sie uns nicht zusammenlassen?» Der Kommandant hieß Anton Kaindl; er stammte aus Bayern und verhielt sich uns gegenüber sehr entgegenkommend. Er ließ einen Zugang in die Wand schlagen; so konnten die Schwestern herüberkommen, und es ging immer hin und her. Und die Erste, die herüberkam, war das kleine Mädel, das mir im Weimarer Hotelgarten begegnet war – meine Tante Sophie, fast gleichaltrig mit mir.

Für den Kommandanten Kaindl sagte mein Vater nach dem Krieg aus, dass er uns sehr wohlwollend begegnet sei. Er wurde dennoch an die Sowjetunion ausgeliefert und kam im Gulag um. Kaindl war anfangs entsetzt darüber, dass wir in Sachsenhausen eingeliefert wurden. Ich hörte, wie er mit meinem Vater sprach und sagte: «Das kann nur ein Irrtum sein», das halte er für ausgeschlossen. Früher war er in irgendeiner militärischen Formation meinem Großvater unterstellt gewesen und hatte ihn sehr verehrt. Er war bei der Wehrmacht, wurde verwundet und 1942 als Kommandant in Sachsen-

hausen eingesetzt. Er riet meinem Vater, sofort an Himmler oder Hitler zu schreiben, und er garantiere dafür, dass wir innerhalb von drei Tagen wieder zuhause sein würden. Mein Vater meinte, er werde den Brief schon schreiben, aber einen langen Bart haben, bevor eine Antwort komme. Tatsächlich schrieb er den Brief, adressiert ans Reichsunsicherheitshauptamt; ich erinnere mich daran – und auch, dass er sich nicht mehr rasierte. Der Kommandant Kaindl schickte immer wieder Barbieri zu uns, damit sie meinen Vater rasieren sollten. Der aber weigerte sich und hatte am Ende wirklich einen langen Bart, als wir befreit wurden.

In den kleinen Häusern wohnten wir über Weihnachten – ich glaube, etwa zwei, drei oder vier Monate –, immer mit den Schwestern meines Vaters nebenan. Wir waren wie eine Familie miteinander. Auch erinnere ich mich, dass irgendwann eine junge Frau mit einem kahlen Kopf dazukam, sehr abgemagert, gespenstisch. Das war Irmgard, die älteste Halbschwester meines Vaters. Sie hatte bei der Verhaftung in Italien Typhus und wurde mit ihrer Mutter abgesondert; Irmgard lag in einem Lazarett, ehe man sie nach Sachsenhausen zu ihren Geschwistern schickte. So kam sie schließlich zu uns. Ihre Haare wuchsen langsam nach, aber ihr blieb ein schwerer Herzfehler. Sie wurde nicht mehr ganz gesund, jedenfalls nicht in der Zeit im KZ.

Wir lebten von dem Sack Bohnen und dem Sack Zucker, hatten einen Herd im Haus, auf dem man kochen konnte, und einen Topf. So wurde immer wieder Essen gemacht. In dem Haus war im Dach eine Schindel kaputt; dadurch entstand eine Art kleine Luke. Da schauten wir Kinder immer hinaus und sahen eine junge Frau mit einem kleinen Kind in das nächste Haus gehen. Es gab noch ein paar weitere Informationsstränge, und irgendwie bekam man so etwas davon mit, was im Lager vor sich ging. Meine Eltern hatten sehr schnell herausgefunden, dass im dritten Haus der ehemalige österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg eingesperrt war; es war dessen Frau, die mit dem Kind bei uns vorbeiging. Meine Schwestern erzählen, dass über Frau Schuschnigg immer wieder

Nachrichten bei uns ankamen. Im Haus, in dem meine Tanten lebten, fanden sich auch noch Spuren eines Vorbewohners: Auf den Rückseiten einiger kleiner billiger Stiche, die an den Wänden hingen, waren mit Bleistift Bemerkungen geschrieben, aus denen hervorging, dass der Sohn von Stalin, Jakow Dschugaschwili, vor uns dort untergebracht gewesen war; er starb 1943 in Sachsenhausen. An Weihnachten gab es, offensichtlich mit Genehmigung oder zumindest mit Duldung des Kommandanten, sogar eine Laubsäge und Sperrholz, Buntstifte und Wasserfarben. Daraus machte meine Mutter eine Krippe, sie schnitt mit der Laubsäge viele Figuren aus und bemalte sie. Das Christkindl knetete sie aus Brot, das sie sich abgespart hatte. Diese Krippe ist sehr schön geworden. Sie reiste in einer Schachtel dann mit uns auch durch die anderen Lager und überlebte alles. Ich besitze sie heute noch.

Wir hatten eine «Deta» – eine Kinderfrau –, die mit unserer Familie ins KZ ging. Eine Gräfin Bellegarde war für meine Tanten zuständig; eigentlich war sie die Begleiterin meiner Stiefgroßmutter gewesen, bei der Verhaftung aber mit den Kindern mitgegangen. Die Gräfin Bellegarde blieb bis zum Schluss bei uns; meine Eltern konnten jedoch bei Kaindl erreichen, dass unsere Deta hinausgelassen wurde. Sie aber wollte das nicht akzeptieren. Es war eine schreckliche Szene, als sie mit Gewalt abtransportiert wurde. Sie musste unterschreiben, dass ihre ganze Familie ins KZ kommt, wenn sie ein Wort sagt, wo sie herkommt und wo wir sind. So wurde sie nach München geschickt, stieg jedoch sofort um nach Nördlingen zu meiner Großmutter mütterlicherseits, Fürstin Julie von Oettingen, um ihr genau zu berichten. Weil unsere Deta sie informiert hatte, war es meiner Großmutter möglich, uns an Weihnachten ein kleines Paket mit Keksen und einem Wachselengel zu schicken, den sie gemacht hatte. Diese Sendung kam tatsächlich an. Den Engel habe ich noch; der ist dann mit der Krippe mitgereist.

Die Eltern waren trotz der dramatischen Lage von allem Anfang an völlig souverän. Ihr Glaube gab ihnen den entscheidenden Halt. Wir beteten auch, aber nicht mehr als vorher. Es war meinen Eltern

wohl bewusst, dass das als ein Zeichen von Angst zu deuten gewesen wäre. Das aber erlaubten sie sich nicht. Deswegen hielten sie ganz streng eine Art von Normalität ein, und wir beteten um keinen Deut mehr als in den unbeschwerten Jahren in Ungarn.

Mein Vater nützte als einzige Waffe seine Aggressivität und attackierte jeden, der ihm zu nahe kam. Meine Mutter stand das alles durch und ließ uns nie ihre Ängste spüren. Die Eltern hatten ja die Verantwortung für uns Kinder, aber auch für die Schwestern meines Vaters, von 18 Jahren abwärts, eine hübscher als die andere. Wir hätten jede Minute des Tages getrennt werden können, doch das ist nie geschehen; ich glaube, dass mein Vater uns wirklich geschützt hat. Nur als er später in Flossenbürg schwer krank wurde, trug meine Mutter allein das alles und ihn selbst noch dazu. Sie haben die Gefahren und Nöte immer gemeistert. Meine Mutter gab uns Unterricht. Sie brachte mir auch etwas Französisch bei, das half mir sehr, diese Sprache später richtig zu lernen. Unter den gegebenen Umständen versuchte sie, den Schulunterricht weiterzuführen. Außerdem erfand sie Spiele. So erlebten wir zwar keinen Moment der Schwäche oder des Zusammenbruchs, aber ich glaube, dass sie doch einen schweren gesundheitlichen Schaden davontrug und dass gesundheitliche Probleme, die später bei ihr auftraten, im Grunde Spätfolgen des KZs waren.

Wir erlebten aber auch komische Geschichten. Das Haus, in dem wir wohnten, hatte einen Keller, und wir fanden einen Kleiderhaken, der eine Rolle hatte. So bauten wir mit einer Schnur eine Geisterbahn, die durch den Kellerraum gezogen wurde. Wir waren einmal da unten, als irgendein SS-Offizier kam, der etwas von meinen Eltern wollte. Der hörte uns und ging hinunter. Wir ließen diesen Bügel los, und der SS-Mann sauste wie ein Pfeil aus dem Haus und fuhr wieder ab, so erschrocken war er. Auch solche Bilder sind mir aus dieser Zeit geblieben. Die Wirklichkeit war für uns Kinder viel farbiger als alles, was man sich hätte ausdenken können. Vom Lager Sachsenhausen sahen wir sehr wenig. Ein paar Mal waren wir beim Zahnarzt – nicht die ganze Familie, aber jeweils eines von uns

Kindern – und führen durch das Lager. Daher stammt eigentlich meine einzige Erinnerung daran, da sah ich, wie so ein Lager von innen ausschaute. Auch weiß ich noch, dass einmal irgendetwas am Haus gemacht werden musste, dafür kamen sieben oder acht Häftlinge. Da erschrak ich als Kind, wie ausgemergelt sie waren – wirklich schon wie Gerippe. Das blieb mir unvergesslich.

Wir konnten unsere eigenen mitgebrachten Kleider tragen. Das war aber nicht sehr viel, und meine arme Mutter, deren Koffer auf der Fahrt nach Sachsenhausen verloren gegangen war, hatte zum Anziehen nur das, was sie am Leib trug. Sie bekam einen Trainingsanzug, und ich glaube eine Überjacke von einem ermordeten Häftling. Das blieb dann ihre Kleidung für die nächsten neun Monate.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de